

DAS WUNDERKIND

Text Ruedi Leuthold
Illustration René Habermacher

Stéphane Lambiel, Weltmeister im Eiskunstlauf,
gleitet durchs Leben, als ob man nie ausrutschen könnte.
Geht das Märchen in Turin weiter?

Das Restaurant der Eishalle in Malley ist eine dunkle Höhle, Zufluchtsort der Fans des Eishockeyklubs von Lausanne. Jetzt aber warten hier ein paar Dutzend Journalisten und Kameralleute auf den Auftritt eines Märchenprinzen. Es ist Stéphane Lambiels letzter öffentlicher Auftritt vor den Olympischen Spielen in Turin. Wer dort Gold gewinnen wird, so hat er schon gescherzt, wird Gott sein.

Gut sechzig Kilometer von Malley entfernt, in der Eishalle von Les Vernets, Genf, schweben und hüpfen kleine Nymphen über die kalte Fläche, sie tragen fleischfarbene Strümpfe und kurze farbige Röcklein, Musik tönt aus den Lautsprechern, stockend und unsicher folgen die Feen dem Parcours zukünftigen Ruhms, üben Schrittfolgen, Sprünge, Pirouetten. Mitten unter den zerbrechlichen Geschöpfen, die manchmal stürzen und schnell wieder aufstehen, steht wie ein Denkmal ein älterer Mann, er trägt einen schweren silbergrauen Mantel, eine Mütze auf dem Kopf, die Arme auf dem Rücken sind verschränkt. Manchmal bewegt sich das Monument, ohne dass eine Anstrengung sichtbar ist, als reichte ihm ein blosser Gedanke, um die schmalen Kufen der vielen Schlittschuhe in Fahrt zu bringen. Das ist Peter Grütter, 64-jährig, der Trainer des Wunderkinds Lambiel.

In Malley kündigt die Pressebetreuerin eine kleine Verspätung ihres Stars an, verständnisvolles Nicken allerseits. Im März 2005 ist Lambiel in Moskau Weltmeister geworden, «König der Welt», wie die Zeitungen jubelten, aber bis heute weiss in der Schweiz niemand so recht, wie man Seiner Majestät die Reverenz erweist. 1948 hatte Hans Gerschwiler an den Europameisterschaften die Silbermedaille im Eiskunstlauf geholt. Und dann, ein halbes Jahrhundert später, eroberte ein schwarz gelockter Jüngling mit nie gesehenem Schmelz den Thron einer Sportart, die der grossen Welt des Showbusiness viel näher steht als der kleinen seiner Heimat, Saxon, Bezirk Martigny, 3450 Einwohner, berühmt für Aprikosen. Die Mutter eine portugiesische Krankenschwester, der Vater ein Walliser Bauunternehmer. Ein Märchen.

Dann ist er auf einmal da, im Restaurant der Eishalle. Jeans, gestrickter Pullover, sehr schlicht, bestimmt auch sehr teuer, der junge Mann liebt die Modeboutiquen. Er entschuldigt sich für die Verspätung, das Training dauerte länger, er setzt sich auf

den Holzstuhl, den man ihm reserviert hat. Streckt den Rücken. Später wird er, erhitzt von der kollektiven Befragung der Journalisten, einige individuelle Fragesteller befriedigen, wird wie in Trance wirken dabei, seine Antworten fliegen direkt aus dem Herzen.

Wie werden Sie lieber genannt, Stéphane Lambiel: kleiner Prinz oder König der Welt?

«Ich liebe den kleinen Prinzen.»

Was haben Sie ihren portugiesischen Vorfahren zu verdanken, was den schweizerischen?

«Die Mischung macht es aus. Die Walliser sind den Portugiesen ähnlicher als dem Rest der Schweizer: Sie sind emotional und starrköpfig, sehr offen und lieben es zu teilen.»

Auf der Eisfläche in Genf beendet Peter Grütter das Training, die Musik verstummt, die Nymphen staksen erschöpft in die Umkleidekabinen, und Eishockeyjunioren stürmen aufs Feld. Trainer Grütter gleitet zum Ausgang, setzt sich auf eine Bank, nestelt die Schlittschuhe auf.

«Ja, der Steph. Mit achteinhalb Jahren ist er zu mir gekommen. Und seither habe ich ihn wohl mehr gesehen als sein eigener Vater.»

In der Stimme von Peter Grütter ist Ruhe und Wärme – und auch eine kleine Distanz. Wie von jemandem, der nicht möchte, dass ihm die Dinge zu nahe gehen.

«Vom Altersunterschied her ist es mehr eine grossväterliche Beziehung als eine väterliche. Und dass der Junge Talent hat, habe ich sofort erkannt. Eine Natürlichkeit in den Bewegungen, die man nicht erlernen kann. Rhythmus. Koordination. Und diese unglaubliche Energie, die er einsetzen kann. Das sieht man bei seinen berühmten Pirouetten. Das kommt alles von innen heraus. Er hat nie eine grosse Flughöhe gehabt, aber sehr schnelle Drehungen, und da habe schon früh gedacht, dass er auch die dreifachen Sprünge machen wird. Die beherrscht er heute, ausser dem dreifachen Axel, so gut, dass wir uns im Training auf die vierfachen Sprünge konzentrieren können.»

Und als Mensch?

Jetzt lächelt der Trainer, und dann sagt er mit seiner schweren Stimme: «Der Steph ist natürlich, wie sagt man auf Deutsch, un séducteur, ein Verführer.»

Der Stegreif-Poet

Neugierig und wach schaut Lambiel sein Publikum an. Sie, die Journalisten, rohe Bergarbeiter der Tagesaktualität, werfen ihm ihre unbehauenen Fragen hin. Und aus dem Stand verwandelt der zwanzigjährige Jüngling sie in das Gold der reinen Poesie.

Ob das Leben als Weltmeister anstrengender geworden sei, will einer wissen.

Lambiel antwortet: «Mein Leben ist aufregender geworden.

Ich habe davon geträumt, diese Situation zu erleben. Jetzt bin ich, was ich immer sein wollte. Und will noch höher steigen, höher und höher, immer höher, und kann nur hoffen, dass der Berg nie aufhört.»

Wieso er diese Musik für sein neues Kürprogramm ausgewählt habe, «Die vier Jahreszeiten» von Vivaldi, fragt ein anderer, und der Sportler antwortet: «Dieses Stück hat so viel Schönheit.

Jedes Mal, wenn ich sie höre, entdecke ich darin eine neue Geschichte, die ich erzählen kann. Ich fühle mich wie eine aufgehende Blume. Und ich hoffe, sie wird an den Olympischen Spielen explodieren.»

Und so, glasklar und zielsicher, dreht Stéphane Lambiel seine Pirouetten. Auch die Kindersendung von Radio DRS hat einen kleinen Reporter in die Eishalle geschickt, und der möchte wissen, wie Stéphane mit dem Eiskunstlaufen angefangen hat. «Einmal», erzählt er, «ich war sieben, begleitete ich meine Schwester in die Eishalle von Sion zum Training. Als ich sie sah, wollte ich nichts anderes, als auch aufs Eis zu gehen.»

Stéphane Lambiel, machen Sie Ihrer Schwester heute noch Konkurrenz?

«Ich glaube nicht. Der Moment, da ich sie überholte, war sehr hart für sie. Sie hat dann mit dem Eislaufen aufgehört, wegen der Schule, und weil sie gespürt hat, dass sie sich schwer tut. Sie hörte auf, aber gleichzeitig sah sie, dass es ihr Bruder weit bringen konnte. Und so hat sie ihre Träume auf mich übertragen.»

Wie war es für Sie, die Schwester eines Tages zu überholen?

«Für mich war es hart, als sie aufhörte. Denn wir waren immer zusammen gewesen, jedes Training. Sie war vierzehn, ich elf, und als sie der Mutter sagte, sie höre auf, da wollte ich nicht mehr weitermachen. Dann aber sah ich ein, dass dieser Weg für mich weiterging, und für sie war er zu Ende.»

Die Mutter hatte angenommen, der Sohn werde irgendwann, wie die meisten Buben, zum Eishockey wechseln. Aber Stéphane blieb Eiskunstläufer. Im Jahr, als seine Schwester aufhörte, 1996, elfjährig, wurde Lambiel Walliser Meister. Fünf Jahre später, 2001, zum ersten Mal Schweizer Meister, Neunter bei den Europameisterschaften in Bratislava. Seine Mutter fuhr ihn täglich zu Peter Grütter ins Training nach Genf, 1200 Autokilometer die Woche.

Die Lust am Publikum

Der alte Trainer sitzt jetzt im Bauch der Genfer Eishalle auf einer Bank, Kinder kommen aus den Umkleideräumen und verabschieden sich. «Wissen Sie», sagt er, «alle diese Kinder haben den Wunsch, einmal Weltmeister zu werden. Der Beste zu sein. Auch ich wollte das, als ich jung war. Bei Steph wusste

ich früh, dass es klappen kann. Wenn er gesund bleibt, das Wachstum normal verläuft, wird er das Ziel erreichen. Weil er das Können besitzt. Und diese riesige Lust, alles ans Publikum zu bringen. Er hat keine Angst, vor fünftausend Leuten aufzutreten. Im Gegenteil: Dann fängt es ihm erst an, Spass zu machen.»

Talent hatte er ohnehin. Neben dem Training schloss Stéphane die Matura ab. «Ich will doch nicht verblöden, nur auf dem Eis», sagte er, wenn man ihn auf die Doppelbelastung von Sport und Schule ansprach, und im Kreuzfeuer der Journalisten ist er immer noch dabei, aus klammen Fragen Funken der Begeisterung zu schlagen.

Stéphane, was braucht es, um Weltmeister zu werden? Talent, Wille, eine aufopfernde Mutter?

«Es braucht alles zusammen, und mehr als das. Es gibt keine Liste, aus der man wählen kann. Man braucht die Mutter, das Talent, den Willen. Nur der Wille, berühmt zu werden, reicht nicht. Dann muss man sofort aufhören. Es gibt so viele Frustrationen in diesem Sport. Das hält keiner aus, wenn nicht, neben Talent, Wille und Mutter, noch ein inneres Feuer brennt. Die Leidenschaft. Wenn ich das Eis sehe, überkommt mich diese Lust zu gleiten, vorwärts zu gehen, in die Lüfte zu drehen. Die Bewegung. Zu tanzen. Zu fallen. Ich liebe das. Das ist mein Motor.»

Der Trainer schält sich aus dem schweren Mantel, der ihn vor der Kälte in der Eishalle schützt. Peter Grütter hat einen kantigen Schädel und eine weiche Seele, gepolstert mit viel Ruhe und ein bisschen Schwerkut. Der legendäre Jack Gerschwiler war einst sein Trainer. Seit er, der Pionier des Eiskunstlaufs in der Schweiz, 101-jährig verstorben ist, hat Peter Grütter manchmal das Gefühl, er halte vom Himmel aus eine schützende Hand über seinen kleinen Prinzen. «Auch ich betrieb Eiskunstlauf als Spitzensport», sagt Grütter. «Aber als ich in Innsbruck bei den Olympischen Spielen antrat, war ich so nervös, dass ich nur 50 Prozent meines Könnens zeigen konnte. Ich kam auf den 24. Rang. Steph ist anders. Der wächst im entscheidenden Augenblick über sich hinaus. Wie im letzten November beim Grand-Prix-Finale in Tokio. Da lief er mit vier Läufern zusammen, die alle schon einmal einen Grand Prix gewonnen hatten. Er war zwar Weltmeister, aber bloss zweimal Zweiter geworden. Und dann stand er im Kurzprogramm den ersten dreifachen Axel der Saison und gewann das Turnier.»

Nicht zickig, schmerzhaft

An den Olympischen Spielen von Salt Lake City, sechzehnjährig, wurde Lambiel Fünftehnter. 2004 war er Vierter der Weltmeisterschaften in Dortmund. Dann, ein Jahr später, war der vierte Platz bei den Europameisterschaften in

Turin schon eine Enttäuschung.

Was bringt Sie zum Weinen, Herr Lambiel?

«Ich weine oft. Wenn mich etwas nervt. Wenn ich enttäuscht bin. Wenn ich Filme anschau. Diesen japanischen Film «Nobody Knows» von Hirokazu Koreeda, wo die Kinder auf engem Raum zusammenleben, die Mutter weg ist und sie für sich selber schauen müssen, so etwas ist sehr hart für mich. Ich bin eine sensible Person.»

Ist er sehr zickig, Herr Grütter?

«Nein, er ist einfach immer zu 200 Prozent engagiert, auch in der Enttäuschung. Wenn es nicht klappt, dann kann er losheulen. Andere Leute denken, der macht ein Theater. Aber er ist einfach so. Hochsensibel, grundehrlich und direkt. Das kann manchmal auch wehtun.»

Im Herbst 2005 trennte sich der Trainer von seinem Lieblingsschüler. Lambiel, neugierig auf anderes, hatte sich im Sommer von einem russischen Schleifer schinden lassen und sich mit einem jungen Schweizer Trainer angefreundet.

Peter Grütter spricht jetzt bedächtig. «Ich habe den Eindruck bekommen, es braucht mich nicht mehr.» Und, nach einer Pause: «Da kann man schon auf die Idee kommen, als Grossvater, dass man überflüssig ist. Aber dann, als es ihm an den Schweizer Meisterschaften nicht gut lief, rief er mich an und sagte, ich brauche dich. Und dann kam er wieder.»

Grütter lächelt und fügt hinzu: «Jetzt habe ich mich auch darauf eingestellt, dass er erwachsen ist. Und dass man geniale Leute manchmal machen lassen muss. Da darf ich mich als Trainer nicht unbedingt durchsetzen wollen.»

Nach der Enttäuschung an den Europameisterschaften von Turin, nur ein vierter Platz, änderte Stéphane Lambiel sein Kürprogramm und tauschte die Begleitmusik aus: statt der «Truman Show» den Soundtrack zum Film «King Arthur». Damit wurde er, mit Peter Grütter als Trainer, am 17. März 2005 in Moskau Weltmeister.

Was, Herr Grütter, macht Lambiel im Eiskunstlaufen einzigartig?

«Es ist das Phänomen Katharina Witt. Jeder hat das Gefühl, der läuft für mich. Jeder fühlt sich persönlich angesprochen. Es entsteht eine Spannung, eine Elektrizität, eine Begeisterung wie bei keinem andern. Es macht ihm einfach Spass, wenn die Leute auf ihn abfahren.»

Herr Lambiel, wie wichtig ist der Trainer?

«Er gibt mir das Vertrauen, ohne das ich nicht sein kann, Stabilität. Ob es gut läuft oder schlecht, ich muss ihn immer sehen, immer um mich haben. Er kann mich beruhigen. Ich brauche ein gutes Umfeld, um meine Leistung zu erbringen. Und er ist die tragende Säule in diesem Umfeld.»

Im Restaurant der Eishalle von Malley ist die kollektive

Befragung zu Ende, Stéphane Lambiel gibt noch einige Einzelinterviews, seine Antworten fliegen jetzt aus seinem Herzen, als gäbe es kein Glatteis auf dieser Welt, auf dem man stürzen könnte.

Sind Sie ein Poet, Stéphane?

«Ich bin ein Künstler. Das möchte ich sein. Ein Künstler, der mit seiner Kunst Emotionen auslöst.»

Wird Ihr Schüler in Turin die Goldmedaille gewinnen, Peter Grütter?

«Wir reden nicht vom Sieg. Wir hoffen auf ein fehlerfreies Programm, dann ist vieles möglich. Aber es hat viele starke Konkurrenten: der Russe Pluschenko, der viele ähnliche Stärken mitbringt, zwei Kanadier, ein Amerikaner, der Deutsche Stefan Lindemann, es gibt ein halbes Dutzend Läufer, die vorne dabei sein können.

Alles hängt an einem Faden. Wir können nur dafür sorgen, dass das Umfeld gut ist, das ist ihm sehr wichtig. Die Mutter muss dabei sein, die Schwester, einige Fans, wir müssen eine kleine verschworene Einheit schaffen, das braucht er. Und im Training sollte es nicht zu gut laufen. Sonst wird er nervös.»

«Es gibt nur etwas, das schlimmer ist als die Nervosität für Menschen wie Stéphane», sagt der Trainer, «wissen Sie was?»

Nein.

«Das Schlimmste für sie ist, wenn man sie nicht beachtet.» Und dann lächelt Peter Grütter ein bisschen – wie nach einem gelungenen Streich.

Ruedi Leuthold ist redaktioneller Mitarbeiter des <<Magazins>> (ruedileuthold@swissonline.ch).

René Habermacher arbeitet als Illustrator und Fotograf in Hamburg und Athen (rene@reneandjannis.com).